

Wodurch uns Landschaften gefallen

Leseprobe aus

„Warum Männer nicht nebeneinander pinkeln wollen
und andere Rätsel der räumlichen Psychologie“

von Walter Schmidt

Rowohlt Verlag 2013

Natur subjektiv

Studien
zur Natur-Beziehung
in der Hochzivilisation

natursoziologie.de 2/2013
Raumpsychnat

Copyright ©2013 Rowohlt Verlag GmbH
Reinbek bei Hamburg

Wodurch uns Landschaften gefallen

Im 18. Jahrhundert ereignet sich Ungeheuerliches: Die Alpen werden schön! Von den Römern nur „schreckliche Berge“ (*montes horribiles*) genannt, in denen noch dazu primitive Barbaren lebten, war das Hochgebirge bis weit übers Mittelalter hinaus bei Transit-Reisenden wegen seiner Unwegsamkeit, eisigen Unwetter und tödlichen Felsstürze gefürchtet. „Die Städter projizierten ihre Angst vor der Natur auf die Alpen“, sagt der Erlanger Geograph und Alpenkenner Werner Bätzing.¹⁴

Reisende notierten in ihre Tagebücher, sie hätten bei der Fahrt mit der Postkutsche durch das Gebirge den Anblick der schroffen Felsen nicht ertragen und deshalb die Vorhänge zuziehen müssen. Die Berge galten „als wüste Wildnis und Inbegriff des Chaos“, schreibt der Bonner Historiker und Bergsteiger Peter Grupp in seiner „Geschichte des Alpinismus“. Im wilden Urzustand belassen, sei die Natur den damaligen Menschen „als negativ, feindlich und hässlich“ erschienen; „als schön und positiv wurde sie erst empfunden, wenn sie durch den Menschen gestaltet und zivilisiert war“, etwa so wie in einem barocken Schlossgarten mit seiner strengen, völlig unnatürlichen Geometrie.¹⁵ [...]

Der deutsche Archäologe und Kunsthistoriker Johann Joachim Winckelmann etwa schreibt 1768 in einem Brief von seiner Reise über den Brenner-Pass nach Triest: „Welch entsetzlicher Anblick, welche ungeheuerliche Höhe der Berge!“ Noch 1790 fragt der nie in den Alpen gewesene Königsberger Philosoph Immanuel Kant: „Wer wollte auch ungestaltete Gebirgsmassen, in wilder Unordnung übereinander getürmt, mit ihren Eispyramiden ... erhaben nennen?“¹⁸

Doch schon Jean-Jacques Rousseaus Schilderungen der Bergwelt und Johann Wolfgang Goethes Berichte über seine Alpenreisen nach 1775 zeugen mehr und mehr von einem genaueren und milderen Blick auf das oberste Stockwerk Europas. Im Bericht über seine „Italienische Reise“, die er 1786 unternimmt, quert Goethe abermals den Brenner, wohin er von



Mittenwald aus aufgebrochen ist. Nachdem er frühmorgens, am 8. September, den „scharfen Wind“ und eine „klare Kälte“ beklagt hat, „wie sie nur im Februar erlaubt ist“, notiert er wenig später: „Nun aber bei dem Glanze der aufgehenden Sonne die dunkeln, mit Fichten bewachsenen Vordergründe, die grauen Kalkfelsen dazwischen und dahinter die beschneiten höchsten Gipfel auf einem tieferen Himmelsblau, das waren köstliche, ewig abwechselnde Bilder.“¹⁹ Der Dichter ist entzückt.

Heimat prägt

Was wir als landschaftlich ansprechend empfinden und wohin es uns als Reisende folglich zieht, kann sich also mit der Zeit ändern. Wer gelernt hat, in einem Gebirge mehr zu sehen als ein Hindernis oder einen Hort tödlicher Gefahren, erkennt auch das Reizvolle, Wilde und Schöne, das jeden Schutz verdient. Und doch scheint es Landschaften zu geben, die uns leichter für sich einnehmen als andere; Gegenden, in denen wir uns augenblicklich wohlfühlen, wo wir über den Tag hinaus gerne bleiben würden.

Nur über die Frage, warum das so ist, streiten sich die Fachleute. Gewöhnen wir uns mit der Zeit an Landschaften, die sich als angenehm für uns erwiesen haben, an die wir mit guten Gefühlen zurückdenken und die wir schlichtweg Heimat nennen? Oder geben uns die Erbanlagen eine Art idealer Lieblingslandschaft vor und bestimmen so unsere Vorlieben? Doch müssten dann nicht die grönländischen Inuit im Grunde ihres Herzens landschaftlich schön finden, was auch den Menschen im Sudan oder in Neuseeland am besten gefällt?

Diese Fragen sind auch für Experten nicht leicht zu beantworten, schon weil man keine Neugeborenen nach ihren Vorlieben befragen kann, jedenfalls nicht, wenn man eine verständliche Antwort erwartet. Seriöse Wissenschaftler argumentieren also am besten vorsichtig, und genau so hält es auch Terry Hartig von der schwedischen Universität Uppsala. „Man kann wohl mit Fug und Recht sagen, dass weder die geographische Herkunft noch unsere Erbanlagen alleine darüber bestimmen, welche Landschaften wir besonders mögen“, sagt der Umweltpsychologe. „Entscheidend ist vielmehr das Zusammenspiel zwischen unseren Genen, unserer Kultur und unserer persönlichen Entwicklungsgeschichte.“ [...]

Von solchen Prägungen abgesehen, beharren viele, wenn auch nicht alle Fachleute darauf, dass die meisten Menschen sich am wohlsten in einer Landschaft fühlen, wenn diese drei Eigenschaften besitzt: Erstens sollte sie Standorte mit guter Aussicht aufweisen, zweitens Schutz bietende Rückzugsmöglichkeiten. Und Durst und Hunger stillen muss sie drittens auch.

Diese „Aussicht-und-Schutz“-Theorie („prospect and refuge“) hat der englische Geograph Jay Appleton erstmals im Jahr 1975 aufgestellt und später verfeinert.²⁰ Ihr zufolge werden solche Landschaften als besonders ansprechend empfunden, in denen man von Hügeln oder Felsen aus einen unverstellten Blick ins Umland hat, die aber zusätzlich durchsetzt sind mit kleinen Baumgruppen, Wasserläufen oder Seen. Appletons Begründung: Nur dort hätten unsere Vorfahren nach lockenden Beutetieren spähen können, ohne selber leicht von Raubtieren entdeckt zu werden. Am liebsten aufgehalten hätten sich die frühen Menschen dabei dort, wo sie einerseits nach vorne Ausschau halten konnten, andererseits aber nach hinten gesichert waren, etwa durch ein Zuflucht bietendes Wäldchen, felsige Talflanken mit Höhlen oder wenigstens Bäume, hinter denen man sich verbergen oder auf die man bei Gefahr vor Fressfeinden fliehen konnte. [...]

Schutz vor Gefahren und gute Aussicht auf mögliche Beute: Diesem doppelten, zutiefst

menschlichen Bedürfnis verdanken wir auch die vielen tausend Burgen und Schlösser, die unsere Kulturlandschaft seit Jahrhunderten zieren. Die meisten von ihnen liegen auf Bergkuppen, Felsspornen oder wenigstens Hügeln. Für den über tausend Jahre alten Burgtyp der Motte schütteten die Erbauer sogar künstliche Erdhügel auf, um darauf ihre zunächst hölzernen Schutzbauwerke zu errichten. Dort wachten sie dann von hoher Warte aus und selbst im Flachland gut *geborgen* – eine der Bedeutungen des Wortes Burg. Und wenn bei Belagerungen gar nichts anderes mehr half, *türmten* die Burgleute buchstäblich, stiegen also hinauf in den vielleicht ja rettenden Bergfried und zogen die Leiter ein. Bis heute tun wir es ihnen nach, wandern hinauf zu alten Burgen und genießen von dort – und noch lieber von einem Burgturm – die großartige Aussicht, ein gleichermaßen erhebendes wie beruhigendes Gefühl.

Verstören können uns hingegen dichte Urwälder, in denen man keine drei Meter weiter sieht. Sie bieten zwar viel Deckung und Essbares, beherbergen aber auch Tiger oder Jaguare, giftige Schlangen oder bedrohliche Parasiten, weshalb sie manchmal von unkundigen und ängstlichen Europäern als „grüne Hölle“ beschrieben werden. In deutschen Forsten und den noch immer eher dünn gesäten naturnahen Wäldern ist der Kampf mit einem aufgebrauchten Keiler oder einer Wildsau, die ihre Frischlinge bedroht sieht, so ungefähr das Gefährlichste, was einem zustoßen kann, auch wenn damit keineswegs zu spaßen ist.

Heikle Wildnis

Man sollte sich hier trotz aller Umfragen über die Waldvorlieben der Deutschen nichts vormachen: Wirklich wilde Wälder mit dichtem Unterholz, in dem sich Braunbären und Wölfe aufhalten könnten, würden einem beträchtlichen Teil der Bundesbürger noch immer nicht sonderlich behagen. „Unser Verhältnis zum Wald ist bis heute ambivalent“, sagt Rainer Brämer, der die Einstellung von Jung und Alt zur Natur ausgiebig erforscht hat. „Grundsätzlich ist uns der Wald eher unangenehm, es sei denn, er ist licht.“ Nur dann können wir Gefahren rechtzeitig erkennen, haben also wenigstens eine gewisse Kontrolle. Auf vielen selbstgeführten Wanderungen und bei seinen Befragungen hat Brämer eines immer wieder feststellen können: „Menschen fühlen sich wohl, wenn sie klar umgrenzte Räume sehen: eine von Wald umrandete Lichtung, einen nach oben durch Wald umgrenzten Talkessel.“ In beiden Fällen bildet Wald den Horizont. „Der überschaubare Raum gefällt uns, verleiht uns ein Sicherheitsgefühl.“ Die so genannten Premium-Wanderwege in Deutschland liefen „wie geschnitten Brot“, gerade weil sie die Bedürfnisse von Wanderern konsequent berücksichtigen.²¹

Von all diesen Gedanken ist es nicht weit zur Savannen-Theorie des Biologen Gordon Howell Orians mit ihrem zentralen Gedanken: Noch der moderne Mensch bevorzugt halb-offene, locker bewaldete Landschaften, die jenen Savannen ähneln, in denen unsere biologische Art entstand und den aufrechten Gang für sich entdeckte. Noch heute lieben die meisten Menschen – und das schon als Kinder – savannenartige Parklandschaften, etwa das Dessau-Wörlitzer Gartenreich oder den Palais-Garten in Detmold. „Der Prototyp der Landschaften, die wir lieben, sind englische Parks“, sagt der Evolutionspsychologe Harald Euler. Wo immer wir können, schaffen wir solche, und sei es im Kleinen. „Wenn im offenen Land ein Haus gebaut wird, werden zuerst Bäume gepflanzt.“

Auch deutschen Häuslebauern erscheine ein baumloses Grundstück als „zu kahl“, zu unwirtschaftlich. Also pflanzten sie, was das Zeug hält und der Gartenmarkt zu bieten hat. Schon das kostet viel Geld. „Nach ein paar Jahren entstehen dann erneut große Kosten, um das Grundstück wieder halbwegs offen zu halten“, sagt Euler. Wir liebten halt „unterbrochene

Landschaften“, weder die baumlose Prärie, noch den dichten Wald.

Und das hat gute Gründe. Denn Baumsavannen signalisierten unseren Vorfahren dreierlei: Erstens wuchs hier pflanzliche Kost an Bäumen und Büschen oder am krautreichen Boden, zweitens graste in der Nähe von Tränken zumindest zeitweise jagdbares Wild, und drittens boten Baumgruppen Sichtschutz und notfalls die rettende Ausflucht hinauf ins schützende Geäst. Deshalb sei es „evolutionsbiologisch gut verständlich, dass noch heute ein Großteil der Menschen sich in buschsavannenartigen Gegenden und auf erhöhter Position im leicht übersehbaren hügeligen Gelände am wohlsten fühlt“, findet der Biopsychologe Josef Wilhelm Egger. Die Baumsavanne sei geradezu der „Archetypus einer wohlempfundener Naturlandschaft“. ²² Wobei freilich dieser Landschaftstyp *natürlich* nur dort ist, wo er von Natur aus vorkommt. Im ehemals mehr oder minder dicht bewaldeten Europa musste der Mensch solche Landschaften meist erst hervorbringen, indem er die Wälder großflächig rodete, um Platz für Dörfer und Ackerland zu schaffen. [...]

Wieso es uns ans Wasser zieht

[...] „Seele des Menschen, wie gleichst du dem Wasser!“, fand Goethe in einem Gedicht aus dem Jahr 1779, zu dem ihn der Schweizer Staubbach-Wasserfall inspiriert hatte. ²⁴ Warum zieht es Sommer für Sommer zig Millionen Menschen an die Küsten der Weltmeere – und nicht wenige sogar im Herbst oder Winter? Was gibt es uns, aufs Meer hinauszustarren oder, gebeugt gegen den Wind, am Strand entlang zu stapfen, die Gedanken so bewegt wie das Wasser?

Fragt man Liebhaber der Küsten, dann erwähnen sie fast sicher den „freien Blick“ aufs Meer, wie er kaum sonst irgendwo so unverstellt zu haben ist, wenn man von Windenergie-Anlagen vor manchen Küsten einmal absieht. „Der wichtigste Eindruck am Meer ist der der Freiheit, Weite und Unendlichkeit, womit zugleich eine Atmosphäre von Abenteuer und Fernweh vermittelt wird“, findet der Germanist Richard Reschika in seinem Lesebuch über das Meer. ²⁵ Und damit ist noch kein Wort über die Flüsse und Binnenseen gesagt, an deren Ufern wir so gerne wandern; oder wo wir, mit ein wenig Glück oder viel Geld, wohnen oder gar ein Haus besitzen. [...]

Heute fahren wir wenigstens im Sommer an die Gestade eines Meeres oder wenigstens an einen schönen Stausee. Und wem das zu umständlich ist, der mehrt sein Wohlbefinden womöglich durch einen Pool oder Tümpel – pardon: Zierteich – im Garten. Der Grund dafür liegt nahe: Wasser ist nicht nur ein Hinweis auf fruchtbares Land, es ermöglicht dieses erst. Nach solchen Lebensräumen haben unsere Vorfahren immer schon gesucht, weshalb es kein Wunder ist, dass wir auch heute noch nach ihnen verlangen, um ein Urbedürfnis zu stillen.

Wie sehr wir Menschen auf Wasser angewiesen sind, ist erkennbar schon daran, dass Säuglinge durchschnittlich zu etwa 75 und Greise zu 55 Prozent aus nichts anderem bestehen. „Die Verfügbarkeit von Süßwasser ist *die* zentrale Ressource überhaupt, weil wir täglich Trinkwasser brauchen“, sagt Harald Euler. Täglich büßen wir etwa fünf Prozent unseres Körperwassers ein, und diesen Verlust müssen wir durch Trinken und Essen wieder ausgleichen. ²⁷ Mehr als zehn Prozent Körperwasser zu verlieren, ist bereits sehr riskant, ab etwa 15 Prozent droht der Tod durch Verdursten.

Wir mögen folglich Sand- und Eiswüsten bizarr und reizvoll finden, aber es zieht uns seit jeher hin zum Nassen; für den Evolutionspsychologen Ausdruck einer „tiefliegenden Erb-

schaft“. Nicht umsonst enthalten Landschaften, die wir als schön empfinden, in aller Regel Flüsse, Bäche, Seen oder Teiche. Und nur wenige Modellbahner, die auf einem Brett oder Lattengerüst gottgleich eine Landschaft erschaffen, verzichten auf einen Bergsee, Feuerlöschteich oder Entenpfuhl, und sei er noch so winzig. [...]

Warum Ruhebänke meist am Waldrand stehen

Kann man den touristischen Erlebniswert einer Landschaft objektiv messen, etwa so wie die Schuhgröße? Im Jahr 1967 hat der Landschaftsplaner Hans Kiemstedt, später Professor an der Universität Hannover, ein vieldiskutiertes Verfahren präsentiert, mit dem genau das annähernd gelingen sollte. Die Messgröße nannte er den Vielfältigkeits- oder V-Wert.³² Sollte eine Landschaft als besonders abwechslungsreich gelten, durfte sie nicht völlig eben sein und musste viele klar erkennbare Übergänge zwischen Wäldern, Feldern, Wiesen und Gewässern aufweisen. Anders ausgedrückt: Ihr V-Wert war hoch, wenn sie über zahlreiche so genannte Randeffekte verfügte, zum Beispiel als Folge eines Bachlaufs oder einer langgestreckten Hecke. Kiemstedt sah in solchen Landschaftsrändern aber nicht nur Kennzeichen von Vielfalt, sondern „einfach Merkmale der Benutzbarkeit des Raumes, weil sie Anlehnung und Rückendeckung bieten, oft noch in Verbindung mit günstigen kleinklimatischen Bedingungen“, womit er zum Beispiel die schattige Kühle einer Allee meinte.³³

Je mehr Ränder also, desto interessanter und nützlicher für Urlauber das Gelände. Eine Zeit lang war Kiemstedts Ansatz in der Landschaftsplanung beliebt, denn in den 1960er und 1970er Jahren galt es als modern, auch kaum Messbares zu quantifizieren und in Rechenformeln zu pressen. In Landschaftsplänen aus jenen Jahren finden sich heute befremdlich wirkende Aussagen; in jenem der rheinland-pfälzischen Verbandsgemeinde Glan-Münchweiler von 1973 heißt es zum Beispiel: „Der V-Wert des Planungsgebietes beträgt 5.0.“ Oder: „Ein Gewässerrand von ca. 10 km Länge würde den V-Wert des gesamten Planungsgebietes von 5.0 auf 5.5 anheben.“ Hoffnungsfroh stand dort sogar: Mit einem „V-Wert von etwa 6.0 ... würde sich das Planungsgebiet ... einwandfrei als Naherholungs- und Fremdenverkehrsgebiet qualifizieren“.³⁴ Natürlich mussten die Urlauber in Glan-Münchweiler den V-Wert nicht selber berechnen oder abschätzen können; sie brauchten auch nichts über Randeffekte zu wissen. Für sie reichte es, sich beim Anblick der Wälder und Felder im Landkreis Kusel gut zu erholen und die Landschaft irgendwie ansprechend zu finden.

Gerne genießen Wanderer schöne Anblicke von einer Ruhebank aus, oft verbunden mit einem Imbiss aus dem Rucksack. Solche Sitzmöbel stehen mit großer Wahrscheinlichkeit am Waldrand. Wanderer lieben das, auch wenn ihnen die Gründe dafür in der Regel nicht bewusst sind. Doch Bänke am Waldrand bieten gleich zweierlei: Aussicht ins Freiland *und* eine Fluchtchance ins rückwärtige Dickicht. Für unsere frühen Vorfahren konnte das lebensrettend sein. Dasselbe galt für ein Verhalten, das viele von uns heute noch zeigen, wenn wir aus dem dichten Wald kommen und als nächstes auf ein freies Feld oder eine Lichtung treten müssten: Wir bleiben erst einmal stehen und verschaffen uns einen Überblick. Wir sondieren die Lage, auch wenn so mancher von uns das auf Nachfrage eher als „Genießen der Aussicht“ oder „kleine Verschnaufpause“ bezeichnen dürfte.³⁵

Der wahre Grund ist ein altes Erbe: Unsere Vorfahren konnten es nicht riskieren, einfach aus der Deckung zu treten und sich auf offenes Grasland zu begeben. Einem lauernden Raubtier oder anderen Feinden hätten sie sich dadurch wie auf dem Präsentierteller dargeboten. Besser also, sie hielten erst einmal in Ruhe Ausschau, ob irgendwo eine Gefahr zu erkennen war. Gut auch, sie entdeckten einen kleinen Baumhain, ein paar Felsen oder ein

dichtes Gebüsch auf der Lichtung. Das alles hätte beim Queren der freien Fläche quasi als Trittstein dienen können, der wieder etwas Sicherheit bot. Dort konnten unsere Altvordern erneut nach allen Seiten Ausschau halten, bevor es weiterging.

Nicht anders verhalten sich bis heute Wildtiere, aber auch Hauskatzen, wenn sie auf der Straße von Auto zu Auto huschen. Selbst unser Unbehagen, völlig menschenleere Plätze zu überqueren, gerade in fremden Städten oder nachts, ist eine alte Angst. Lieber machen wir einen kleinen Umweg und umlaufen die Freifläche entlang der Hausfassaden, selbst wenn deren Türen verschlossen sind. Was natürlich dumm ist, denn so kann der Steinzeitmensch in uns keine rettende Höhle finden.

Quellen und Anmerkungen:

14 persönliche Auskunft Werner Bätzing sowie http://www.aurora-magazin.at/gesellschaft/interview_baetzing_1_frm.htm, Zugriff am 6.7.2012

15 Peter Grupp: „Faszination Berg. Die Geschichte des Alpinismus“, 2008, Böhlau Verlag, S. 36

18 Schneider, a.a.O., S. 187

19 Johann Wolfgang Goethe: „Italienische Reise“, 2009, S. Fischer Verlag, S. 16

20 Vgl. Jay Appleton: „The Experience of Landscape“, 1975, Verlag John Wiley

21 Infos zum Konzept der Premiumwege unter www.premium-wandern.de

22 Josef Wilhelm Egger: „Naturerleben – zwischen Angst und Geborgenheit“. In: *Psychologie in der Medizin*, 1994, Band 5, Heft 4, Facultas Universitätsverlag Wien, S. 37–40

24 Johann Wolfgang Goethe: „Gesang der Geister über den Wassern“

25 Richard Reschika: „Meer, du berührst meine Seele“, 2012, Gütersloher Verlagshaus, S. 67

27 Speckmann; Hescheler; Köhling (Hrsg.): a.a.O., S. 531 f.

32 Die Formel zum Berechnen des V-Wertes lautet: $V = (R_w + 3R_g + R_e + N) \cdot K : 1000$. Dabei entspricht R_w dem Waldrand (in m/km^2), R_g dem Gewässerrand (in m/km^2), R_e der sogenannten Reliefenergiezahl, N der Nutzungszahl und K dem Klimafaktor.

33 Hans Kiemstedt: „Zur Bewertung der Landschaft für die Erholung“, in: *Beiträge zur Landespflege*, 1967, Stuttgart, Sonderheft 1, S. 19

34 Michael Roth: „Landschaftsbildanalyse. Entwicklungsgeschichte eines Planungsinstruments“, 2004, PDF eines Vortrags: www.bfn.de/fileadmin/MDB/documents/vortrag_roth_181004.pdf, Zugriff am 8.8.2012

35 Rainer Brämer: „Auf Nummer Sicher gehen. Archaische Verhaltensmuster beim Wandern“, in: „Wandern als Natur- und Selbsterfahrung – Studien zum sanften Natursport“, 5/2005